

1. Die Ausbildung als Identitätsstifterin und Werteschmiede

Es ist nicht verwunderlich, dass der Beruf seit jeher eine zentrale Stellung in der Ausbildung von Translator*innen einnimmt. Auch wenn es anfangs keine nennenswerte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Beruf in den vorwiegend praxisorientierten Ausbildungsstätten gab, so war es doch erforderlich, jene*n ideale*n Translator*in zu konstruieren, der* die optimale Leistung erbringt und adäquates Verhalten an den Tag legt, die es im Rahmen der Ausbildung anzusteuern und letztendlich zu erreichen galt. Schließlich sollten sich ausgebildete Translator*innen von Nichtkundigen und Amateur*innen unterscheiden. Bei der Konstruktion dieser idealen Translator*innen wurden zum einen – von den Subjekten abstrahierend – Normen über die bestmögliche Beschaffenheit der Zieltexte bzw. über das Verhältnis zwischen Ausgangstext und Zieltext aufgestellt, zum anderen wurde das Subjekt selbst den vorherrschenden Vorstellungen über den Beruf entsprechend modelliert. In diesem Sinne trugen bereits die ersten vorwissenschaftlichen Publikationen, die in der Folge der Gründung der Ausbildungsstätten erschienen und sich auch des Themas der »Berufsbilder« annahmen, wie David B. Sawyer (2004: 20) richtig bemerkte, maßgeblich zur Identitätsbildung von »professionellen« Translator*innen bei. Daher soll im Folgenden beispielhaft aufgezeigt werden, auf welchen Ebenen und mit welchen Möglichkeiten dies geschieht.

1.1 Die Institutionalisierung der Ausbildung

Die formale, institutionalisierte Ausbildung von Translator*innen ist ein vergleichsweise junges Phänomen in der langen Geschichte der Translation in der westlichen Welt. Gehen wir weiter in die Geschichte zurück, zeigt sich, dass Übersetzungs- und Dolmetschaktivitäten in mehrsprachigen Regionen, etwa Mesopotamien, nicht nur notwendig waren, sondern im Rahmen von Ausbildungen mehrsprachiger Schreiber bereits Ende des 3. Jahrtausends v.u.Z., wenn nicht gelehrt, so zumindest abgeprüft wurden (Piacentini 2003: 16).

1.1.1 Die Unterweisung von Sprachknaben – Loyale Vermittler zwischen Orient und Okzident

Die ersten organisierten Bestrebungen Translator*innen in Westeuropa auszubilden, sind aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Venedig, Ragusa, Polen, Frankreich, England und der Habsburgermonarchie bekannt (Rothman 2015a; Skalweit 2017: 24). Man benötigte Sprachmittler für die Kommunikation zwischen dem Osmanischen Reich und den Vertretungen in Konstantinopel. Zwar waren zu jener Zeit bereits zahlreiche levantinische Dragomane unterschiedlicher Provenienz, wie osmanische Juden, Griechen oder Italiener, in Konstantinopel tätig, doch befürchtete man, sie könnten aufgrund mangelnder Loyalität eher schaden als nutzen (Wolf 2012a: 180; Skalweit 2017: 23). So wurde im Jahre 1551 eine Ausbildungsstätte für junge italienische Bürger, sogenannte »giovani di lingua«, in der Residenz des Botschafters von Venedig in Konstantinopel gegründet (Palumbo Fossati Casa 1997). Ebenso im 16. Jahrhundert wurde in Ragusa ein Ausbildungsprogramm für Ragusaner installiert, die zunächst vor Ort in Osmanisch, Arabisch oder Persisch, aber auch in Diplomatie, unterwiesen und anschließend als »Sprachstudenten« in die größeren Städte des Osmanischen Reichs geschickt wurden (Miović-Perić 2001: 83f.).

Im Jahre 1669 wurde in Konstantinopel auf Initiative von Jean-Baptiste Colbert, dem Minister für Handel und Industrie unter Ludwig XIV, die *École des Jeunes de Langues* in Konstantinopel gegründet, die 1721 mit einem zweiten, etwas später eingrichteten Ausbildunglehrgang in Paris fusionierte (Skalweit 2017). Auch die Habsburgermonarchie trug dem Bedarf nach formaler Ausbildung von Sprachmittlern Rechnung. Nachdem bereits jahrelang Sprachknaben nach Istanbul entsandt worden waren, um vor Ort Sprache, Kultur und Staatsmaximen zu erlernen, gründete Maria Theresia auf Vorschlag von Staatskanzler Graf Kaunitz und inspiriert durch das französische Vorbild 1754 die Orientalische Akademie, die auf den Dragomanendienst vorbereiten sollte (Wolf 2012a: 179ff.). Im Jahre 1887 wurde schließlich mit dem Seminar für Orientalische Sprachen die älteste universitäre Ausbildungsstätte für Translato ren an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gegründet (Skalweit 2017).

Die Institutionalisierung der Unterweisung von Sprachknaben hatte nicht nur zum Ziel professionelle, also sprach-, sach- und kultatkundige, sondern vor allem loyale Dragomane heranzuziehen, aus dem Misstrauen heraus, die Ortskräfte stünden der Hohen Pforte zu nahe oder verfolgten vor allem ihre Eigeninteressen. Je denfalls schien man ihnen nicht zu trauen, zumal die in Konstantinopel ansässigen wohlhabenden Dragomanendynastien zahlreiche Privilegien genossen und dies auch in symbolischer Selbstdarstellung durch prächtige Gewänder und erhabenes Auftreten zur Schau stellten (Schmitt 2005: 222). Von den eigenen Dragomanen verlangte man in erster Linie absolute Loyalität und Treue, denn sie waren nicht nur

Sprach- und Kulturmittler in einer fremden Umwelt, sondern auch »Landesexperten, Klatschsammler, Spione, Ratgeber, Vertraute« (Osterhammel 2012: 129).

1.1.2 Die Anfänge der modernen Ausbildung – Exzellenz für Politik und Wirtschaft

Abgesehen von der Translatorenausbildung an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität (ab 1949 Humboldt-Universität), die mit einer Unterbrechung zwischen 1945 und 1962 seit Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte, wurden die auch heute noch existierenden universitären Ausbildungsstätten in Europa erst während des Zweiten Weltkriegs, bzw. knapp davor oder danach, aus der Taufe gehoben (vgl. Wilss 2000: 1–4; Pym 2011).¹ Das erste universitäre Ausbildungsinstitut in den USA wurde 1949 an der Georgetown University eingerichtet (Baigorri-Jalón 2015). Die institutionelle akademische Ausbildung von Translator*innen ist also ein relativ junges Phänomen, das sich in der Folge des steigenden Bedarfs an Dolmetschleistungen bei internationalen Zusammenkünften politischer ebenso wie wirtschaftlicher Natur von nun an rasch entwickelte. Sie entstand als Reaktion auf die Anforderungen und Interessen der (potenziellen) Arbeitgeber Staat und Wirtschaft aus der funktionalen Notwendigkeit deren Bedarf zu decken. Der Fokus lag alsbald auf dem simultanen Konferenzdolmetschen, wobei die Konsekutivtechnik, die im Anschluss an den* die Redner*in erfolgt und daher weitgehend ohne Technik auskommt, deshalb nicht gänzlich außer Acht gelassen wurde. Das für das Simultandolmetschen erforderliche technische Equipment, das es den Dolmetscher*innen ermöglichte, dem Redner zuzuhören und den Text gleichzeitig in die Zielsprache zu übertragen, wurde bereits ab 1925 anlässlich einiger Konferenzen der *International Labor Organisation*, einer Unterorganisation des Völkerbundes, in Genf getestet. Danach geriet das Simultandolmetschen bis auf einige wenige Einsätze wieder in Vergessenheit und rückte erst anlässlich der Nürnberger Prozesse wieder ins Rampenlicht. Die meisten der in Nürnberg eingesetzten Dolmetscher*innen hatten freilich noch keinerlei Erfahrung mit dieser neuen Technik, die dessen ungeachtet bereits im Jahre 1947 von den Vereinten Nationen und 1950 vom Völkerbund als Standard eingeführt wurde (Bowen et al. 2012: 252f.; Baigorri-Jalón 2014).

Der Siegeszug, den das Simultandolmetschen von da an antrat, lief jedoch nicht friktionsfrei ab. Viele der zu Berühmtheit gelangten autodidaktischen Konsekutiv-dolmetscherpersönlichkeiten der Zwischenkriegszeit, die aufgrund ihrer beeindruckenden Fertigkeiten von einem Nimbus mythischer Meisterschaft umgeben waren, empfanden die neue Technik als *Affront* gegenüber ihrer exzeptionellen Leistung und zweifelten die Sinnhaftigkeit des Systems an (vgl. dazu etwa George Matthieu

¹ Cynthia B. Roy und David B. Sawyer (2015) führen zudem eine Ausbildung von 1930 bis 1933 und wieder ab 1942 in Moskau an.

in Keiser 2004: 585). Als Beispiel für den Status und das Selbstkonzept dieser Konsekutivdolmetscher – denen Ruth A. Roland in ihrem Buch *Interpreters as Diplomats* (1999) ein eigenes Kapitel mit dem Titel »Outstanding Interpreters« widmet – sei an dieser Stelle André Kaminker genannt. Er rühmte sich, Reden von einer Stunde Dauer akkurat und ohne Notizen nehmen zu müssen, konsekutiv dolmetschen zu können (Baigorri-Jalón 2004: 46), ein damals nicht unüblicher Duktus, den Miriam Shlesinger (1997: 124) als »self-congratulatory references to an impossible job well done« bezeichnet und Jesús Baigorri-Jalón (2004: 55) salopp als »divaism« tituliert. Nadja Grbić (2008: 241), die Diskurse über Gradmesser von Dolmetschqualität analysierte und klassifizierte, umschreibt ein solches Qualitätsverständnis mit »Qualität als Exzellenz«. Es ist ein elitistisches Verständnis von Dolmetschqualität, die zwar von einigen wenigen besessen, aber nicht erworben werden kann.

Die Vertreter*innen der neuen Simultantechnik hatten demzufolge nicht nur mit der Administration in den internationalen Organisationen und den Unbilden einer Technik, die noch in den Kinderschuhen steckte, zu kämpfen, sondern vor allem gegen die Bastion der eingefleischten Konsekutivdolmetscher*innen. Diese Kollegen, die die Simultandolmetscher*innen gerne despektierlich als »Papageien« bezeichneten, trugen den Machtkampf auch in der breiten Öffentlichkeit aus, wie es Beispiele aus den Medien zeigen (vgl. Baigorri-Jalón 2004).

Auch wenn die Kontroversen noch eine Zeit lang anhielten, war im Fahrwasser der medialen Wirksamkeit der Nürnberger Kongresse aufgrund der enormen Zeitsparnis, die die simultane Technik bot, sowie durch die Gründung zahlreicher supranationaler und zwischenstaatlicher Organisationen, die den Bedarf an Dolmetschleistungen hochschnellen ließ, der Einzug der neuen Technik nicht mehr aufzuhalten. So wurde das simultane Konferenzdolmetschen in den 1950er Jahren ein in internationale institutionelle Kontexte eingebundener Beruf mit einem definierten Stellenwert, was nicht unerheblich zur (Selbst-)Wahrnehmung der dort arbeitenden Dolmetscher*innen beitrug. Auch wenn die Simultandolmetscher*innen auf der einen Seite von ihren Kollegen als »Papageien« disqualifiziert wurden, wurden sie auf der anderen Seite von Auftraggeber*innen und Außenstehenden für ihre Kompetenz, »gleichzeitig« hören, verstehen, übersetzen und sprechen zu können, bewundert. So berichtet Jean Herbert (1978: 7) über einen seiner ersten Einsätze als Simultandolmetscher vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nicht ohne gewisse Grandezza: »The Secretary General was so impressed that he provided us with a very special rest-room equipped not only with comfortable armchairs, but also with four beds on which to relax.«

Mit der Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten wurde ab den 1960er und 70er Jahren immer häufiger auch auf internationalen Fachkonferenzen simultan gedolmetscht. Henri van Hoof beschreibt Anfang der 1960er Jahre den Anstieg des Dolmetschbedarfs wie folgt:

Au cours des dernières années, le champ d'action de l'interprète de conférences a pris une ampleur considérable par la création des multiples agences spécialisées des Nations Unies [...], ainsi que par celle de nombreuses institutions intergouvernementales ou supranationales [...], sans compter les congrès internationaux de toutes espèces [...] – bref, toutes les activités de l'esprit humain, dont le nombre croît démesurément: de 1400 pur la seconde moitié du 19 siècle, il passe à 3.000 pour la période 1920–1930, à 4.000 pour les dix années suivantes, à 10.000 pour la période 1940–1950. (Van Hoof 1962: 21f.)

So ist es nicht weiter erstaunlich, dass der Fokus der Ausbildung zunächst auf dem simultanen Konferenzdolmetschen lag.

1.2 Der Beruf zum Nachlesen

Im Rahmen der Ausbildung von Translator*innen leisten schriftliche Abhandlungen einen bedeutenden Beitrag zur Konstruktion des beruflichen Selbstverständnisses. Sie transportieren Bilder, Standpunkte und Zukunftsperspektiven, die sich zwar im Wandel der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten verändern, zum Zeitpunkt ihrer größten Verbreitung jedoch als fachliche Tatsachen rezipiert werden. In Büchern wird nachgelesen, aus ihnen wird gelernt und das Gelernte wird, wenn auch in unterschiedlichem Maße, reproduziert.

1.2.1 Die ersten Lehrbücher – Die stolze Innensicht der Praktiker

Der enorm gestiegene Bedarf an Dolmetschleistungen in internationalen Zusammenhängen war zweifellos eine Herausforderung für die jungen Ausbildungsstätten. In diesem Kontext erschienen alsbald die ersten Lehrbücher, die zentrale berufspraktische Aspekte wie Geschichte, Dolmetschtypen und -techniken, Ethik, Kompetenzen u.Ä. zu beschreiben suchten. Dabei handelt es sich um Werke, die weder weit reichende didaktische noch wissenschaftliche Ansprüche stellten, sondern die Innensicht von Praktikern an eine neue Generation zu vermitteln trachteten. Heute stellen diese Bände, die über viele Jahre zur Standardlektüre von Studierenden zählten, historische Dokumente dar, die uns einen Einblick in die Ausformung eines Berufsbildes geben. Als Beispiel für das Bild, das von Dolmetscher*innen in jenen Jahren gezeichnet wurde, seien zwei Zitate angeführt. So schreibt Jean Herbert in seinem *Manuel de l'interprète*, das Franz Pöchhacker (2016: 33) als »the earliest and probably best-known profession-building monograph on (conference) interpreting« bezeichnet:

Le métier d'interprète de conférence est sans doute l'un des plus intéressants de notre époque. Il donne l'occasion de prendre personnellement contact avec

les personnalités les plus marquantes dans tous les domaines et dans tous les pays. Il permet de voyager dans les régions les plus variées, toujours dans les conditions les meilleures, et de visiter quantité de lieux qui ne sont pas ouverts au grand public. La fatigue et la tension qu'entraîne nécessairement l'interprétation font que son nombre d'heures de travail est moins élevé que dans la plupart des autres professions, et celui des heures de loisir d'autant plus grand; il a sur ses collègues secrétaires de commission, rédacteurs de procès-verbaux, sténographes parlementaires etc., l'avantage inappréhensible d'être libre dès la séance terminée. Et il n'est pas très paradoxal pour l'interprète de considérer les réunions auxquelles il participe comme autant de cours d'une vaste université internationale ambulante où les spécialistes les plus qualifiés se succèdent afin de discuter devant lui les questions d'actualité les plus variées – et le patient généreusement pur bien vouloir venir les écouter.

On comprend que son sort soit envié. (Herbert 1952: 83)

Obwohl es fraglos das erklärte Ziel Herberts und anderer Dolmetschlehrer dieser Zeit war, ihre Studierenden zu exzellenten Dolmetscher*innen auszubilden, gestaltete sich das System wohl so, dass nicht viele der Absolvent*innen den Grad der Meisterschaft ihrer Lehrer erreichen und so eine vergleichbare zentrale Position im Feld einnehmen konnten. Das traditionelle »master-apprentice model«, das laut Don Kiraly (2000: 15) den Lehrenden als »the possessor and distributor of knowledge – in fact, of truth« und den Lernenden als »absorber« sieht, zielt auch nicht unbedingt darauf ab, den Status des Meisters auf den Lehrling zu übertragen.

Auch in dem ein Jahrzehnt später erschienenen Lehrbuch *Théorie et pratique de l'interprétation* von Henri van Hoof finden wir ein Berufsbild, das nach wie vor der »Qualität als Exzellenz« verpflichtet ist, allerdings in einer weniger apodiktischen Form, zumal Qualität beschrieben, in einzelne Komponenten untergliedert und – wenn auch nur von einigen wenigen – erreicht werden kann (vgl. Grbić 2008: 242). Aufschlussreich ist insbesondere van Hoofs wertende Abgrenzung der Konferenzdolmetscher*innen von Verhandlungsdolmetscher*innen, Militärdolmetscher*innen und Gerichtsdolmetscher*innen, auf die er davor eingeht:

Il est au premier chef un spécialiste des négociations internationales, expert en la technique parlementaire, versé dans l'art oratoire, familiarisé avec la psychologie qui caractérise les hommes en groupe. C'est pourquoi les vrais interprètes de conférences sont encore très peu nombreux (quelque deux cents pour le monde entier) et c'est cela qui les oppose également aux interprètes des autres catégories envisagées jusqu'ici. (Van Hoof 1962: 31f.)

Mit der steigenden Zahl der universitären Ausbildungen – 1960 wurden 49 gezählt, 1980 waren es bereits 108 (Caminade/Pym 1998: 283) – stieg auch die Anzahl diverser Veröffentlichungen, und langsam setzte die Forschungstätigkeit ein, die zu-

nächst noch maßgeblich von anderen Disziplinen wie der kontrastiven Linguistik im Bereich des Übersetzens und der Psychologie im Bereich des Dolmetschens in der Definition der Objektbereiche sowie in Bezug auf Fragenstellungen und Methodenwahl beeinflusst war (vgl. Prunč 2012; Pöchhacker 2010). Bibliometrische Studien aus dem Bereich der Dolmetschswissenschaft zeigen, dass seit Beginn der Publikationstätigkeit in den 1950er Jahren ein Löwenanteil der Veröffentlichungen der Ausbildung von Dolmetscher*innen gewidmet war, wobei es sich in den Anfängen mehrheitlich um deskriptive und/oder präskriptive Texte handelte, die die Berufe zu skizzieren versuchten und Vorschläge für den Unterricht beinhalteten. Die Popularität dieses Themenbereichs ist sowohl auf institutionelle als auch auf persönliche Konstellationen zurückzuführen, da in den Ausbildungsstätten die praktische Ausbildung zunächst Vorrang hatte und die meisten Autor*innen aus der Praxis kamen und selbst keine wissenschaftliche Ausbildung genossen hatten (vgl. Pöchhacker 1995; Gile 2000). In vielen dieser Publikationen wurden weiterhin Berufsbilder modelliert und vermittelt, Anforderungen, Kompetenzen und persönliche Eigenschaften dargelegt sowie Handlungsmaximen aufgestellt. Einige wurden zu Standardlehrbüchern und bildeten somit eine wichtige Grundlage für die Prägung eines beruflichen Selbstverständnisses.

1.2.2 Die Präsentation moderner Tätigkeitsfelder – Authentische Einblicke in die Praxis

Der Typus berufskundlicher, also auf eine Beschreibung der beruflichen Tätigkeiten und Kompetenzen sowie eine Vermittlung gängiger Standards und Normen abzielender Fachlehrbücher ist nicht nur in der Geschichte zu finden, da in modernen universitären Ausbildungen für Translator*innen wissenschaftliche ebenso wie berufsvorbereitende Qualifikationen vermittelt werden. Studienprogramme haben demnach, wie auch immer man diese beiden Säulen zu integrieren versucht, eine berufspraktische Komponente als einen ihrer Bildungsaufträge zu erfüllen. Dies geschieht in translatorischen und berufskundlichen Lehrveranstaltungen ebenso wie durch das Literaturstudium von Fachlehrbüchern zu diversen beruflichen Sektoren.

Während die weiter oben besprochenen historischen Werke auf der Überlieferung persönlicher Erfahrung basierten, können die Verfasser*innen seit geraumer Zeit auf eine ausreichend diversifizierte Forschungsliteratur zurückgreifen bzw. sind selbst in der Forschung tätig. Auch wenn bislang keine historisch vergleichenden Untersuchungen dieser Lehrbücher vorliegen, kann davon ausgegangen werden, dass diese von kontinuierlichen gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen etc. Veränderungen beeinflusst wurden und werden. Es wäre interessant zu sehen, welche Veränderungen in den Büchern Niederschlag finden und wie sich dies auf die Darstellung der Berufe bzw. Berufs-

bilder im Laufe der Zeit auswirkt.² Als Beispiel für den Platz, den dieses Genre einnimmt, sei die Reihe »Translation Practices Explained« (ursprünglich St. Jerome Publishing, nunmehr Routledge) genannt. Sie wird u.a. damit beworben, dass die Fachlehrbücher von praktizierenden Translator*innen verfasst werden, aktuellen Lehrangeboten entsprechen, ein breites Spektrum an Tätigkeitsfeldern behandeln sowie Einblicke in »realities of professional practice« bieten (Routledge 2021). Auch Daniel Gouadec argumentiert ähnlich, wenn er in der Einleitung zu seinem 2007 bei John Benjamins erschienenen Band *Translation as a Profession* schreibt, er wolle »the true world of professional specialised translation« (Gouadec 2007: x) vermitteln.

Obzwar an dieser Stelle weder eine systematische Analyse der Texte vorgenommen werden noch das philosophische Minenfeld der Realitätsdebatte betreten werden soll, so ist es für die weitere Argumentation sinnvoll, auf die auffallend essenzialistische Rhetorik in der Annäherung an den Gegenstand Translation in vielen dieser Werke hinzuweisen. Eine solche Rhetorik geht davon aus, dass deskriptive Aussagen mit konstativem Gehalt – und in der Folge auch evaluative Aussagen über Qualität – möglich sind. In diesem Sinne werden dem Beruf notwendige und hinreichende Eigenschaften zugeschrieben, die auf berufliche »Identität« als ein homogenes, kohärentes Ganzes hindeuten (zum Begriff der Identität siehe Kapitel 4.1.1). Damit soll nicht unterstellt werden, dass solche Darstellungen das »Wesen« von Beruf (Gouadec übertitelt sein 3. Kapitel mit »The nature of translation«) erkennen. Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass sie insofern reduktionistisch sind, als sie der Realität eine ideale Form zuschreiben, die vollständig, folgerichtig, umfassend und kohärent beschreibbar ist (vgl. dazu Dreyfus/Spinoza 1997: 25). So wird der Eindruck vermittelt, die Aussagen bezügen sich auf eine wahrnehmungs- und erkenntnisunabhängig existierende Realität und nicht auf eine Beobachtung von Wirklichkeit, die eine Vielfalt von Versionen erlaubt. Dadurch, dass diese Diskurse deskriptiver ebenso wie präskriptiver Natur sind, wird der Beruf nicht nur zu einem Angebot, sondern auch zu einer Verpflichtung.

Dass solche Publikationen notwendig sind, soll hier keineswegs bestritten werden. Ein Studium, das auch eine Berufsaus- bzw. -vorbildung anbietet, muss sich damit befassen, was den Beruf ausmachen könnte und worauf die Studierenden vorbereitet werden sollten, zumal diese sich eine Orientierung nicht nur im Studium, sondern auch im als »draußen« wahrgenommenen Feld der sozialen Praxis erwarten. Eine pauschale Charakterisierung der Diskurse kann an dieser Stelle nicht vorgenommen werden. Es kann lediglich die Vermutung angestellt werden, dass dieses Genre dazu neigt, raumzeitliche Kontexte der empirischen Welt bzw. Weltversionen zu vernachlässigen, wenn es darum geht, die soziale Praxis möglichst

2 Eine vergleichende Analyse der Vermittlung von »professional attitudes« durch drei repräsentative Lehrbücher aus den 1990er Jahren liegt von Rosemary Arrojo (2005) vor.

»authentisch«, »echt« und »unvermittelt« darzustellen. Eine systematische Analyse der Texte ebenso wie der Wirkung der Diskurse auf die Leserschaft wäre für die Translationsdidaktik gewiss aufschlussreich.

Neben dem Genre dieser Fachlehrbücher, die sich jeweils spezifischen Berufsbildern widmen wie etwa Gerichtsdolmetschen, Konferenzdolmetschen, Untertitelung, Dokumentenübersetzung, Fachübersetzen Technik etc., sei noch eine weitere verwandte Publikationsform angeführt, in deren Mittelpunkt translatorische Berufe stehen, nämlich Sammelbände, die Studierenden ein breites Spektrum von Berufen näherbringen will. Dazu zählen im deutschsprachigen Raum der von Ingrid Kurz und Angela Moisl herausgegebene Band *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher. Perspektiven nach dem Studium* (1997, 2002a) oder auch *Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe*, herausgegeben von Joanna Best und Sylvia Kalina (2002). Während sich Kurz und Moisl auf Berichte aus der Praxis beschränken, umfasst der Band von Best und Kalina neben »Einblicke[n] in die Berufspraxis« auch je einen Abschnitt über »Allgemeine Grundlagen« der Übersetzungs- und Dolmetsch-wissenschaft und »Aspekte der Ausbildung«. Kurz und Moisl weisen in ihrem Vorwort dezidiert darauf hin, dass ihr Buch »Absolventenporträts« beinhaltet und die Autor*innen ersucht wurden, »aus ihrer eigenen alltäglichen Praxis heraus ein Bild ihrer beruflichen Tätigkeit zu zeichnen« (Kurz/Moisl 2002b: 9) und ihren Werdegang damit auch »subjektiv« zu skizzieren. Die Herausgeberinnen stellen also gleich zu Beginn klar, dass das Vermitteln persönlicher Erfahrungen im Vordergrund steht und nicht etwa die Darstellung intersubjektiv nachvollziehbarer oder geteilter Beobachtungen.

Dass diese Bücher ein Ablaufdatum haben, zeigt sich daran, dass sie nach einem gewissen Zeitraum durch neue ersetzt werden. In der Reihe UTB ersetzte der Band von Best und Kalina (2002) jenen von Volker Kapp erst nach einigen Jahrzehnten (1974, zweite durchgesehene Auflage 1984, dritte Auflage 1991), während Best und Kalinas Aufsatzsammlung im Jahre 2016 durch den Band von Mira Kadrić und Klaus Kaindl abgelöst wurde. Volker Kapp war Romanist und befasste sich u.a. mit Rezeptionsgeschichte, Übersetzungskritik und vergleichender Stilistik, während die nachfolgenden Herausgeber*innen aus der Translationswissenschaft kommen. Der unterschiedliche Fokus der Bände zeigt sich in der Gewichtung der Themen ebenso wie im disziplinären Selbstverständnis der Verfasser*innen. Auch ist eine deutliche Diversifizierung der beruflichen Tätigkeiten zu verzeichnen. Der neueste Band von Kadrić und Kaindl (2016a) greift zwar die Gliederung in theoretische Grundlagen und translatorische Arbeitsfelder auf, verbindet jedoch im Abschnitt zur Ausbildung unterschiedliche translatorische Tätigkeiten und deren didaktische Aufbereitung. Als Autor*innen fungieren wiederum »maßgebliche VertreterInnen der Wissenschaft und erfahrene PraktikerInnen« (Kadrić/Kaindl 2016b: 2). Auffällig ist im einleitenden Artikel das Verständnis von Lernen als »Prozess und selbstreflexives Handeln« (ibid.: 7), die Betonung »sozial-kommunikativer und affektiv-ethischer

Studienkomponenten« (ibid.), die Positionierung von Translation als »Tätigkeit im Dienste der Gesellschaft« (ibid.: 8) und eine Abkehr von essenzialistischer Rhetorik.

1.3 Der Beruf im Lehrangebot

Der zentrale Stellenwert des Berufes bzw. der translatorischen Berufe zeigt sich explizit vor allem im Lehrangebot. Auch wenn die Curricula der einzelnen Ausbildungsstätten variieren, so ist laut Kadrić (2011: 17) »[t]rotz länderspezifisch abgestimmter Konzeptionen der Studien [...] allen universitären Translationsausbildungen die Vorbereitung auf die berufliche Wirklichkeit gemeinsam.« Um künftige Translator*innen auf ihren Beruf vorzubereiten, wurden und werden speziell zu diesem Zweck konzipierte Lehrveranstaltungen angeboten, in denen die Profession(en) und das professionelle Handeln im Mittelpunkt stehen.

1.3.1 Berufskunde als Vermittlung beruflichen Wissens

Susanne Hagemann (2005) verglich in einer Studie zur Umsetzung des Bologna-Prozesses 90 einschlägige Studiengänge an 32 Hochschulen in 21 Ländern und betrachtet diese auch hinsichtlich ihrer fachlichen Inhalte. In ihrer Analyse der Studienpläne extrahiert sie neben anderen Themenkomplexen auch die Kategorie »Berufspraxis«. Translationsbezogene Lehrveranstaltungen differenziert sie zudem in translationstheoretische, translationspraktische und berufsbezogene Veranstaltungen (ibid.: 50). Sawyer (2004), der sich systematisch mit curricularen Fragen befasst, identifiziert vier zentrale Säulen in einschlägigen Curricula, nämlich »language skills«, »transfer skills«, »domain knowledge« und »knowledge of the profession/professional identity«. Und Ulrich Kautz (2002) widmet dem Studieninhalt »Berufskunde« in seinem *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens* ein ganzes Kapitel. In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, dass berufskundliche Aspekte in der kognitiv orientierten, translationsdidaktisch motivierten Forschung häufig als Kompetenzen oder Subkompetenzen modelliert werden (vgl. Göpferich 2008). Stellvertretend sei hier das erste Kompetenzmodell der Forschungsgruppe PACTE (2000) angeführt, das auch eine »instrumental-professional competence« enthält.

In Österreich hat die sogenannte »Berufskunde«, die über Jahrzehnte in Form von Vorlesungen angeboten wurde, eine lange Geschichte. Während in der Studien- und Prüfungsordnung für Übersetzer und Dolmetscher aus dem Jahre 1945 noch von einer »Einführung in das Dolmetschstudium« die Rede ist (BGBl. Nr. 23/76/1946), findet sich in der nächsten Verordnung das Fach »wissenschaftliche und berufskundliche Grundlagen des Übersetzens und Dolmetschens«, das als Vorlesung zu kolloquiieren war (BGBl. Nr. 132/417/1972). Da die Studienordnung von 1945 zu einem

Zeitpunkt erlassen worden war, als sich die translatorischen Berufe als akademische Berufe erst zu entwickeln begannen, hingen die berufskundlichen Inhalte vom Hintergrund der Lehrenden ab, die zunächst meist Philologen waren (Ahamer 2010: 279; Leikauf 1997: 17f.). Ende der 1960er Jahre kam es im Zuge des massiven Ausbaus der Universitäten auch zu einem Generationswechsel unter den Lehrenden, die fortan vorwiegend aktiv im Beruf stehende Translator*innen waren (Leikauf 1997: 21).

Nicht unerwähnt bleiben kann in diesem Zusammenhang die Rolle der Berufsverbände, die ebenso Einfluss auf die Verbreitung von Berufsbildern an den Ausbildungsstätten nehmen. So machte der Verband *UNIVERSITAS* (heute *UNIVERSITAS Austria*) bereits in seiner Einladung zur ersten Generalversammlung 1954 darauf aufmerksam, dass »eine Lenkung und einheitliche Ausrichtung der Übersetzer- und Dolmetschertätigkeit« nur »in engster Zusammenarbeit mit den Dolmetschinsti-ten Österreichs« erfolgreich sein kann (Einladung, zit.n. Katschinka 2004: 4).

Die Vorstellungen der Praktiker*innen über den Beruf bzw. die Berufe fand, wie eingangs erwähnt u.a. in den berufskundlichen Vorlesungen Niederschlag. Die Inhalte wurden im Verlauf diverser Reformen, wie ein Blick in jüngere Curricula zeigt, differenzierter vermittelt und/oder mit moderneren Etiketten versehen. So finden sich in den Studienplänen bis 2011 in Graz und Wien noch die traditionellen Vorlesungen zur »Berufskunde«, in Graz wird diese 2017 zu »Ethik und Berufspraxis«, in Wien ist eine solche im Studienplan von 2017 nicht mehr zu finden. In Innsbruck enthält der Studienplan 2020 ein Modul »Professionalisierung« mit der Lehrveranstaltung »Translationsethik und Translationspolitik«, welches das Modul »Berufsorientierung« mit der Vorlesung »Berufsprofile/Berufsethik/Berufsfelder« ersetzt.³ Aus heutiger Sicht ist die »Berufskunde« in ihrem traditionellen Verständnis der Weitergabe von berufspraktischem Wissen von Meister an Schüler nicht mehr vertretbar. Das spiegelt sich auch in rezenterer Literatur wider. So weisen etwa Rebecca Tipton und Olgierda Furmanek in ihrem Einführungsband zum Kommunaldolmetschen dezidiert auf die Bedeutung der Reflexion des praktischen Handelns hin: »[T]he guide illuminates connections between research and education in order to support a structured approach to reflection – on practice (following Schön 1983) and professional development« (Tipton/Furmanek 2016: 2).

1.3.2 Berufsethik als Vermittlung moralischer Werte

Einen zentralen Bereich des berufsbezogenen Wissens und Handelns, das in Ausbildungen vermittelt wird und das die Selbstkonzepte angehender Translator*innen offensichtlich zu modellieren vermag, stellt die »Berufsethik« dar. Berufsethiken werden sowohl in spezifischen, berufskundlichen Lehrveranstaltungen als auch im

3 Vgl. Karl-Franzens-Universität Graz (2011a, b, 2017), Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2009, 2020) sowie Universität Wien (2007a, b, 2015).

Rahmen berufspraktischer Kurse im Kontext simulierter Translationsaufträge vermittelt (vgl. Swabey/Gajewski Mickelson 2008 für das Gebärdensprachdolmetschen und Donovan 2011 für das Konferenzdolmetschen). Berufsethische Fragen nahmen als Lehrinhalte ab den 1980er Jahren vermehrt Eingang in den Unterricht. Im Bereich des Dolmetschens geschah dies im Zuge der Implementierung von Curricula für Kommunal- und Gebärdensprachdolmetscher*innen (vgl. dazu etwa Neumann Solow 1981 und Shackman 1985), im Bereich des Übersetzens, als Übersetzen auch in der Lehre zunehmend als eine Praxis verstanden wurde, die sowohl kulturell verortet als auch situativ determiniert ist und damit Übersetzer*innen als handelnde Akteur*innen in den Mittelpunkt rückte, die in ihrer Arbeit Entscheidungen zu treffen haben (vgl. Nord 1989).

Die Betrachtung von Translation als komplexen, vielfach unvorhersehbaren Entscheidungsprozess wirft automatisch Fragen nach Verantwortlichkeit, Rechtfertigung und damit nach ethischen oder moralischen Belangen auf, wobei es im Kontext praktischer Handlungen sowohl um die Verantwortung für das Translat als Produkt als auch um jene für die soziale Situation als Prozess geht (vgl. Hebenstreit 2010: 283). Aus den Vorstellungen von einem guten Translat und einem guten Translator bzw. einer guten Translatorin lassen sich z.B. Werte wie »Klarheit« (bezogen auf Sprache), »Wahrheit« (bezogen auf die Relation zwischen AT und ZT), »Vertrauen« (bezogen auf die Akteur*innen) und »Verständnis« (bezogen auf die funktionierende Kommunikation) und Tugenden wie u.a. »Gerechtigkeit« oder »Vertrauenswürdigkeit« ableiten (Chesterman 1997, 2001; Hebenstreit 2010; Hebenstreit/Marics 2015). Solche Werte und Tugenden sind in Ehrenkodizes verschiedener translatorischer Berufsorganisationen in Form von Normen verankert und manifestieren als verbindliche Gruppenmoralen die jeweilig vorherrschenden Selbstkonzepte. Durch Kodifizieren erhalten diese Handlungsrichtlinien, die verschiedene, mitunter auch divergierende, Normen enthalten, einen gewissen Status und eine gewisse Autorität.

In der translationsdidaktischen Diskussion geht es in diesem Zusammenhang weitgehend um moralische Begründungen für translatorische Handlungen bzw. Entscheidungen in Form von Fallbeispielen oder zur Erläuterung übergeordneter Werte und in der translationspraktischen Lehre in der Regel um eine kritische Diskussion eigener Lösungsfindung vor dem Hintergrund der jeweiligen (kodifizierten) Gruppenmoral (Hebenstreit 2010). Lange Zeit stand dabei die Norm der Neutralität unreflektiert im Vordergrund. Erst in jüngster Zeit kommt es zunehmend zu einer kritischen Auseinandersetzung mit ethischen Fragen im Rahmen der Translationsdidaktik und der Curriculumsdiskussion (vgl. dazu die Sondernummer der Zeitschrift *The Interpreter and Translator Trainer*, hg. von Baker und Maier 2011 und die Überblicksdarstellung von Floros 2021). Obwohl die Diskussion berufsethischer Fragen in der Lehre des Kommunal- und Gerichtsdolmetschens weitaus offensichtlicher und verbreiterter ist, sollte die Rolle von Ehrenkodizes

und deren Einfluss auf die Modellierung von Berufskonzepten Studierender auch im Bereich des Konferenzdolmetschens nicht unterschätzt werden, wie Donovan (2011) ausführt. Durch das Fehlen expliziter Bezüge auf ethische oder moralische Fragen etwa im Ehrenkodex der *International Association of Conference Interpreters* AIIC und die fehlende kritische Diskussion in der Lehre werde ein abstraktes und idealisiertes Bild von Konferenzdolmetscher*innen vermittelt, das diese deutlich von anderen translatorischen Berufen abgrenzt, die sich im Kontext sozialer, kultureller, politischer, ideologischer etc. Kontexte positionieren. Durch diese Art von Kodizes werden Konferenzdolmetscher*innen als »unsichtbar« und »neutral« modelliert, ungeachtet der Tatsache, dass es in der beruflichen Praxis zahlreiche Situationen gibt, »that uncover the idealization inherent in the professional norms and erode the conventions of the interaction to such an extent that the individual interpreter may feel compelled to react« (ibid.: 117).

Noch kritischer äußert sich Jesús de Manuel Jérez (2010), der mit Bezug auf Habermas dafür plädiert, sich in der translationsdidaktischen Forschung auf emanzipatorische Erkenntnisinteressen zu besinnen, die sich einem rein positivistischen oder praktischen Erkenntnisinteresse entziehen. Nur so könne auch in der Lehre eine Verlagerung vollzogen werden, weg von einer Deontologie einer kleinen Elitegruppe, die dazu dient, die Interessen eben dieser Gruppe durchzusetzen, hin zu einer Berufsethik, die zwischen Beruf und Gesellschaft, der er zu dienen hat, ausgedehnt wird. Seit den 2010er Jahren ist man, wie Floros (2021: 341) ausführt, in der Lehre vermehrt darum bemüht, künftige Translator*innen Reflexionsvermögen und Verantwortungsbewusstsein zu vermitteln, während der Fokus auf die lange Zeit vielbeschorene Neutralität verblasst.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass die Ausbildungsstätten, deren Lehrende und die von ihnen verfassten Lehrwerke eine zentrale Rolle bei der Konzeptualisierung des Berufs bzw. der Vermittlung der jeweils opportunen Berufsbilder einnehmen, die im Verlauf des Studiums an die Studierenden vermittelt werden und deren beruflichen Habitus prägen. Im Zuge der kontinuierlichen Diversifizierung und Hybridisierung translatorischer Tätigkeiten und der komplexer werdenden Rahmenbedingungen, die dem gesellschaftlichen Wandel ebenso wie technologischen Entwicklungen zu schulden sind, scheint es geboten, dass sich die Ausbildung ihrer Verantwortung als Identitätsstifterin und Werteschmiede noch stärker bewusst wird.

